



Monet-Bild „Blaue Tuberosen“

Blaue Periode bei Monet?

In seinen späten Werken dominierten Blautöne, doch für Claude Monet, Altmeister der Impressionisten, war die Wahl der Farben in den Jahren vor seinem Tod 1926 nicht ganz freiwillig. Ein Mediziner aus Toledo/Ohio hat den Verdacht jetzt bestätigt: Aufgrund der Briefe Monets an seinen Augenarzt, einer Prüfung von Brillengläsern des Malers und nach Gesprächen mit Kunsthistorikern steht für ihn fest: Eine Staroperation, der sich Monet 1923 unterziehen mußte, nahm zwar den Gelb-Braun-Filter von seinen Augen, der ihn zuvor gequält hatte, aber gab ihm nicht das ganze Farbenspektrum zurück: „Es ist ekelhaft, ich sehe nichts als Blau“, beklagte er sich bei einem Bekannten. Obwohl schon fast 84 Jahre alt, hatte er noch ein Werk zu vollenden: einen großen Seerosen-Zyklus, dessen erste acht Tableaus von einem Kritiker begeistert als der „poetischste“ Ausdruck von Monets Genie gefeiert wurden. Viele der letzten Bilder des Meisters allerdings stießen bei der Kritik auf Befremden: die grobe Pinselführung und eigenwillige Farbgebung irritierten die Impressionen-Puristen. Ob „das Blau“ eine von Monet beabsichtigte Richtungsänderung war oder nur Folge sei-

ner Sehbehinderung, kümmert die Kunstwelt wenig. Wohl aber die Mediziner.

Schelling in sechs Bänden

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 bis 1854), das Chamäleon des Deutschen Idealismus, oft verkannt und wegen seiner magischen Dunkelheit viel gescholten, erscheint jetzt bei Suhrkamp mit „Ausgewählten Schriften“. Herausgeber ist der in Genf lehrende Philosoph Manfred Frank, 40, der jüngst auf den von Suhrkamp (für ein Semester) finanzierten Ernst-Bloch-Lehrstuhl in Tübingen berufen wurde. Franks Arbeit ist durchaus verdienstvoll. Dunkel jedoch bleibt, warum er wichtige Schriften wie die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1803) nur in Auszügen vorstellt und das Werk „Über das Wesen der menschlichen Freiheit“ von 1809 (das bei Suhrkamp schon 1975 erschien) ohne Begründung für überschätzt erklärt. Immerhin war es Martin Heidegger, der die Freiheits-Schrift „Schellings größte Leistung“ nannte. Versöhnlich stimmt der Preis: Die 4236 Seiten der „Ausgewählten Schriften“ in sechs Bänden (stw 521 bis 526) können für nur 98 Mark erworben werden.

Hans Magnus Enzensberger „Die Scheiße“

Immerzu höre ich von ihr reden
als wär sie an allem schuld.
Seht nur, wie sanft und bescheiden
sie unter uns Platz nimmt!
Warum besudeln wir denn
ihren guten Namen
und leihen ihn
dem Präsidenten der USA,
den Bullen, dem Krieg
und dem Kapitalismus?

Wie vergänglich sie ist,
und was wir nach ihr nennen
wie dauerhaft!
Sie, die Nachgiebige,
führen wir auf der Zunge
und meinen die Ausbeuter.
Sie, die wir ausgedrückt haben,

soll nun auch noch ausdrücken
unsere Wut?

Hat sie uns nicht erleichtert?
Von weicher Beschaffenheit
und eigentümlich gewaltlos
ist sie von allen Werken
des Menschen
vermutlich das friedlichste.
Was hat sie uns nur getan?

Enzensbergers „Die Scheiße“ (aus: „Gedichte 1955–1970“, Suhrkamp) gehört zu einer Lyriksammlung auf Postkarten, die der Verlag Hans D. Schickert in München (Dachauer Straße 2) zum Stückpreis von 1,50 Mark vertreibt.

Ethno-Beat der „Dissidenten“

Sie nennen sich „Dissidenten“, aber ihre neue (zweite) LP „Sahara Elektrik“, die unter dem Motto „Tanz den Wüstenboogie“ stehen könnte, scheint eher auf Völkerverständigung zu setzen. „Sahara Elektrik“ verbindet heiße Rhythmen des nordafrikanischen Chorgesangs mit dem musikalischen Gleichmut asiatischer Weisen – auf einem Klangteppich, der europäische Beat-Ursprünge hat. „Ethno-Beat“ haben die sechs Musiker aus Algerien, Marokko und der Bundesrepublik ihr musikalisches Esperanto aus Jazz, Folk und Pop darum

getauft. Nach Konzertreisen durch Indien, die USA und Skandinavien planen sie demnächst Tourneen durch Polen, Ungarn und Simbabwe. Im Dezember des letzten Jahres gab die Gruppe ihr Debüt im deutschen Fernsehen. Am 13. August (Nordkette, 19 Uhr) ist der WDR-Rockpalast mit den „Dissidenten“ erneut zu sehen.



Rock-Gruppe „Dissidenten“

Zitat

Die Operngemeinde weckt die Wut der Gleichheits-Neurotiker, weil allein hier noch die Gesellschaft in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes sichtbar wird... In unserem Jahrhundert der Entsakralisierung blieb wenigstens im Opernabend ein Schimmer vom sakralen Charakter der Kunst erhalten. Entsprechend kleidet und be-

nimmt man sich... Auch die exklusive Operngemeinde auf den teuersten Plätzen bleibt am Ende fort, wenn sie kein kongeniales Publikum mehr im Rücken hat, sondern Lederjackenleute.

Helmut Schoeck in der „Welt am Sonntag“ über die Pläne des Hamburger Intendanten Rolf Liebermann, die Oper durch Verbilligung der Platzkarten „volksnäher“ zu machen.